

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ebeling, Karin
Pachali, Sabine
Alles, alles geht vorbei

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Samstag, 4. September 1993, abends

Alles, alles geht vorbei ...

Dies hoffte ich inständig, was das Geschehen auf der Bühne vor mir betraf. In bezug auf meine Anwesenheit an diesem Ort akustischen Grauens war mein Glaube daran jedoch grundlegend erschüttert. Als Nicht-einmal-Gattin eines Noch-nicht-ganz-Beamten hatte es mich in genau die nordhessische Kleinstadt zurückverschlagen, in der ich aufgewachsen war. Nicht, daß ich mir erträumt hätte, überhaupt wieder in einem derartigen Kaff zu landen, aber ausgerechnet hierher zurückzukehren ließ die letzten zehn Jahre wie eine bloße Unterbrechung eines Daseins als Provinzmaus erscheinen. So stand ich jetzt also in der vertrauten Stadthalle, in der ich nie wieder hatte stehen wollen, und ließ die Lärmbelästigung einer ländlichen Damencombo, die sich dem Artenschutz in Form der Bewahrung des Punk verschrieben hatte, über mich ergehen. Es war ein Alptraum in jeglicher Hinsicht, dem ich dadurch zu entgehen suchte, daß ich die Abstände zwischen zwei Bieren möglichst kurz bemaß.

Marmor, Stein und Eisen bricht ...

Die Stimme, die hier so zuversichtlich von der Vergänglichkeit fast alles Irdischen kündete, kam mir vage bekannt vor. Von meinem Standort am hinteren Ende des Saales aus konnte ich nur vermuten, daß ich auch das Gesicht über einem schwarzen T-Shirt mit abgeschnittenen Ärmeln schon gesehen haben mußte. An den pinkfarbenen Streifen im dunklen, kurzen Haar konnte ich mich allerdings nicht erinnern. Das Outfit der Sängerin wurde durch eine pinkschwarz gestreifte Röhrenjeans komplettiert. In dieser Aufmachung unterschied sie sich nur unwesentlich von den beiden anderen Bandmitgliedern im redlichen Bemühen, dem Namen *Pink Lemons* alle Ehre zu machen. Meine Güte, es war wirklich noch längst nicht an der Zeit für Revivals der achtziger Jahre. Oder hatte man letztere in diesem Teil der Welt einfach noch nicht für tot erklärt?

Immerhin wurde ich neugierig – eine Gemütsregung, die mir

seit einiger Zeit, genauer, seit ich wußte, welche Zukunft mir bevorstand, fremd geworden war. Beim Gedanken daran, meine Ellenbogen zu Hilfe nehmen und mir einen Weg zur Bühne bahnen zu müssen, um festzustellen, ob Anne wirklich Anne war, endete dieser Anflug von Interesse allerdings schlagartig. Um keinen Preis hätte ich mich freiwillig in das Getümmel der Fünfzehn- bis Zwanzigjährigen gestürzt, blaue Flecken in Kauf genommen und mich der Gefahr ausgesetzt, mir unglaublich alt vorzukommen. Schließlich war ich fast dreißig, und diese Tatsache trug momentan ganz entschieden nicht zur Steigerung meiner Stimmung bei. Martin, der Noch-nicht-ganz-Beamte und letztendliche Grund meines Hierseins, wurde offensichtlich nicht von derartigen Überlegungen geleitet, denn er sprang und rempelte inmitten seiner künftigen Schülerinnen und Schüler auf der Tanzfläche herum.

Gerade als ich dabei war, mir unter erschwerten Bedingungen eine Zigarette zu drehen, tauchte Martin auf, erhitzt und übers ganze Gesicht strahlend, drückte mir einen feuchten Kuß auf den Mund und machte auf dem Absatz wieder kehrt. »Na, amüsiert du dich genauso gut wie ich?« sollte dieser kurze Auftritt wohl im Klartext heißen. Hüpfend und wild mit den Armen fuchtelnd, nahm er erneut Kurs auf die Tanzfläche. Der Mann hatte noch nie tanzen können, was ihn allerdings nicht daran hinderte, es immer wieder zu versuchen, und was zumindest *seine* gute Laune auch nicht im geringsten beeinträchtigen konnte. Nun, wenigstens einer, der seine Gesellschaftsfähigkeit nicht ob eines kolossalen Stimmungstiefs, bedingt durch den Umzug in die hessische Provinz, eingebüßt hatte. Darüber hinaus konnte er sich einen gesunden Zukunftsoptimismus leisten: Schließlich würde er zum Schuljahresbeginn am Montag eine feste Stelle antreten, damit über ein geregeltes Einkommen verfügen und zu allem Überfluß auch noch in dem Beruf arbeiten, in dem er immer hatte arbeiten wollen. Meine Aussichten für die kommende Woche – und vermutlich auch für die darauf folgenden – bestanden hingegen darin, mich der noch zahlreich vorhandenen randvollen Umzugskisten anzunehmen und mich mit meiner neuen Rolle als Hausfrau zu arrangieren. Ich brauchte ein frisches Bier.

Glücklicherweise hatte ich meine strategisch günstige, weil thekennahe Position nicht aus schierer Neugierde aufs Spiel gesetzt. Ich gelangte ohne nennenswerte Hindernisse ins Foyer. Der Lärmpegel sank auf ein etwas erträglicheres Maß herab. Dafür war ich jetzt dank der Festbeleuchtung eventuellen Fragen nach dem Grund meiner Anwesenheit schutzlos ausgeliefert, und – was weitaus schlimmer war – jeder, den es interessierte, konnte mich bei meinem Tun beobachten. Im Geiste hörte ich schon das Telefon klingeln: am anderen Ende der Leitung meine besorgte Mutter in der Absicht, ihre Erkundigungen nach meinem Wohlbefinden mit einem Vortrag über die Folgen des Alkoholmißbrauchs zu verbinden. Da auf den ersten Blick aber kein Gesicht zu erkennen war, das wiederum mich hätte erkennen können, ging ich weiter und stellte mich am Bierstand an.

Nun verfolgen uns die Gespenster aus einem früheren Leben aber leider nach keinem bestimmten System. Sie kommen und gehen, wie es ihnen beliebt. Sollte nämlich das Gesicht des Gespenstes, das ich soeben meinte gesehen zu haben, zu der menschlichen Rückseite gehören, die gerade in den Saal entschwand, hatten beide hier und heute genausowenig zu suchen wie ich. Bevor mein Verfolgungswahn ausarten konnte, war ich an der Reihe, bestellte ein Pils und nahm den Plastikbecher in dem Moment entgegen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte.

»Paula, was machst du denn hier?«

Nicht, daß ich auf diese Frage nicht vorbereitet gewesen wäre, aber zusammen mit dem Druck auf meine Schulter brachte sie, so unverblümt gestellt, mein Bier zum Überschwappen.

»Ich steigere den Umsatz meines Hörgeräteakustikers«, erklärte ich im Umdrehen und blickte dem indiskreten Störenfried direkt ins Gesicht. Mein Gegenüber zuckte ein wenig zurück, und der arglos erfreute Ausdruck in seinen Augen wich dem einer leichten Irritation. Vor mir stand Axel, der schon seit Ewigkeiten in der einzigen Kneipe vor Ort arbeitete, die ich nicht ganz schlechten Gewissens hätte empfehlen können. Zumindest hatte er das schon getan, als ich als Schülerin dort verkehrte, und er war auch noch dort gewesen, als ich vor zwei Jahren im *Rusti* Zuflucht

gesucht hatte. Da nicht davon auszugehen war, daß sich sein Tätigkeitsbereich inzwischen verändert hatte, und für Kneipenwirte eine Art Schweigepflicht sicherlich ebenso verbindlich war wie für Ärzte und Priester, wich meine Kleinstadtphobie allmählich einem Gefühl von relativer Sicherheit. Außerdem mochte ich Axel oder konnte mich zumindest an keinen Grund erinnern, warum ich das nicht hätte tun sollen.

»Na, Axel«, sagte ich betreten, während Bier von meiner Hand tropfte, »heute ausnahmsweise mal vor und nicht hinter der Theke?« Meine idiotische Bemerkung machte mich noch um einiges verlegener. Dankenswerterweise war meine Neigung zum Rotwerden nicht sonderlich ausgeprägt.

Axel schien jedoch keinen Anstoß zu nehmen und erklärte nicht ohne Stolz: »Seit ich mein eigener Chef bin, stehn au ma anere für mich hinner der Theke. Hab den Schuppn vorn paar Jahren gepachtet. Na ja, und wenn ich kein Bock hab, dann geh ich halt. Das läuft soweit ganz gut, weil ich meistens wen finde, der für mich einspringt. Heute wars 'n bißchen schwierig, weil die meisten hierher wollden, aber dann hats doch noch geklappt. Hätt mich tierisch genervt, wenn ich Anne verpaßt hätt.«

»Dann isses also wirklich Anne. Ich war mir nicht ganz sicher. Und, ehrlich gesagt, hab ich sie hier auch nicht mehr erwartet.«

»Doch, klar isse noch hier. Wieso au nit? Ich finds klasse, wasse so alles auf de Beine stellt. Die wollden die Band zuerst *Dildo Sisters* nennen, aber wegen ihren Alden ham ses dann doch nit gemacht. Na ja, wär hier in der Gegend wahrscheinlich eh nit so gut gekommen. Aber du klingst ja eher abgenervt. Wieso bistn dann hier?«

Eine gute Frage. »Daß ich gereizt bin, hat nichts mit dem Konzert zu tun. Im Gegenteil, ich finde es ziemlich ... mutig, was die drei da machen. Ich meine, es gehört schon einiges dazu, sich auf eine Bühne zu stellen und ..., also überhaupt vor Publikum aufzutreten«, kriegte ich gerade noch die Kurve und erklärte ausführlich, wie nervtötend es doch sei, wochenlang inmitten von Umzugskisten zu leben, die es entweder ein- oder auszupacken gilt und deren unergründliche Tiefen das gerade dringend Benötigte

garantiert nicht wieder hergeben. Einer diplomatischen Eingebung folgend vermied ich hinzuzufügen, daß auch das entscheidende Kabel zum Anschluß unseres Videorecorders in einer der besagten Kisten verschwunden blieb. Da das Fernsehprogramm erwartungsgemäß auch nichts zu bieten hatte, war uns nichts anderes übriggeblieben, als dem kulturellen Ereignis vor Ort beizuwohnen.

»Da mußte durch, aber dann haste Ruh. Erstma«, grinste er.
»Wo bistn hingezogen?«

Ich sagte es ihm.

»Ich dachte, du bist nur ma widder zu Besuch. Alder Fisch, da biste ja in gefährliche Nähe zu deiner Verwandtschaft gerückt. Hattense dich nit gerade ziemlich geknechtet, als wir uns das letzte Ma gesehn ham?« Sie hatten.

Zum Geburtstag meiner Mutter vor zwei Jahren hatten sie ausnahmsweise familiäre Eintracht demonstriert und waren kollektiv über mich hergefallen. Zunächst hatte man allgemein Befremden über meine ausgedehnte Studienzeit kundgetan. Ich hatte es vorgezogen, mich nicht zum Thema zu äußern. Jeder Rechtfertigungsversuch meinerseits wäre auch überflüssig gewesen, war die Tischgesellschaft doch stillschweigend übereingekommen, daß es eigentlich um etwas ganz anderes gehen sollte. Den entscheidenden Vorstoß hatte meine Tante Waltraut aus Merseburg gemacht, indem sie andeutete, daß es da doch nun schon seit einigen Jahren diesen jungen Mann in meinem Leben gäbe. Der langen Rede kurzer Sinn, wenn wir uns endlich entschlossen zu heiraten, könne alles seinen geregelten Gang gehen. Oder ob wir etwa keine Kinder haben wollten? Bedauerlicherweise hatte der junge Mann und potentielle Kindsvater gerade durch Abwesenheit gegläntzt, so daß ich die vehemente Forderung nach unserem Tribut an den Fortbestand der Menschheit allein abzuwehren hatte. Tante Waltraut hätte wohl bald aufgegeben, aus schierer Verzweiflung über meinen hoffnungslosen Fall. In ihren Augen würde ich aufgrund meines fortgeschrittenen Alters von Glück sagen können, wenn ich Martin überhaupt noch dazu bewegen könnte, mich zu ehelichen.

Leider war der Rest der lieben Anverwandten ebenfalls der Meinung gewesen, daß ich die westliche Altersgrenze nicht nur erreicht, sondern bereits überschritten hatte. Einzig meine Mutter hatte einen schwachen Versuch unternommen, ihrer ältesten Tochter zu Hilfe zu eilen. Heutzutage würden die jungen Leute sich einen solchen Schritt ja sehr genau überlegen, hatte sie gemurmelt, war aber nicht allzu überzeugend gewesen, da ihre Augen bei der Vorstellung von fröhlichem Kinderlachen und trippelnden Füßchen immer diesen feuchten Glanz bekommen.

»Überlejen, überlejen, wos gippets dann da noch zu überlejen«, hatte Nachbar Karl-Heinz Faupel, vierfach gesegneter Vater, plötzlich losgelegt, wohl um das leidige Thema mit einem männlichen Machtwort zu beenden. »Mensch, Mäjen, sieh zu, daß de us dieser Kommune wegkimmest oder wie ihr dafür sacht. Me weiß ja, wies da zugeht ... Schnapp dir dinnen Schullehrer und setz Kinner in de Welt. Ich saache dir, je länger de wachtest, deste schwierijer wirds.« Hier hatte einer gesprochen, der sich auskannte in der Welt.

An dieser Stelle war ich gegangen, schnurstracks ins *Rusti*. Leider hatte ich nicht mehr zum Gelingen des Festes beitragen können.

»Wenigstens können sie mich nicht mehr drängen, endlich mein Studium abzuschließen«, erklärte ich Axel jetzt wenig optimistisch, weil ich mich darauf gefaßt machen mußte, demnächst unangenehme Fragen nach Sinn und Zweck des Unternehmens Studium schlechthin beantworten zu müssen. Nicht, daß ich schon Antworten parat gehabt hätte.

»Ach, dann bisde jetz fertig? Sach ma, is das eigentlich euer Abijahrgang, der in zwei Wochen diese Fete zum Zehnjährigen macht?«

»Ja.« Neuneinhalb der seither verstrichenen Jahre hatte ich an diversen Universitäten verbracht.

»Du hast was mit Sprachen gemacht, stimmts?«

»Mhm.«

»Und hast tatsächlich hier 'n Job gekricht ...« Die Beharrlich-

keit, mit der er sich an der Skala meiner wunden Punkte entlanghangelte, war wirklich bemerkenswert.

»Nein.«

Axel startete einen neuen Konversationsversuch: »Früher warste doch immer ganz gut in Deutsch. Hab gehört, dass beim *Wochenplättchen* wen zum Korrekturlesen brauchen. Geh doch ma hin und fraach.«

»Danke für den Tip, aber ich glaube, das ist nicht ganz das, was mir vorschwebt.« Ich verspürte nicht die geringste Lust, mich durch die Veranstaltungshinweise und Berichte der diversen Fußball-, Kaninchen- und Taubenzuchtvereine zu arbeiten und hier ein Komma hinzuzufügen und dort ein P durch ein B zu ersetzen.

»War ja nur 'n Vorschlaach. So, ich will ma widder rein, sonst verpaß ich doch noch de Hälfte. Man sieht sich. Du weißt ja, wo de mich findest ...« Sprach's und verschwand.

Was blieb mir anderes übrig, als mich gleichfalls in das Getümmel zu stürzen und den endgültigen Verlust meiner Hörfähigkeit zu riskieren? Immerhin bot die diffuse Beleuchtung im Saal eine gewisse Anonymität und die Möglichkeit, in der Menge zu verschwinden. Am Eingang mußte ich mich zunächst durch einen Pulk weiblicher Fans schlängeln, die Schlaghosen, kunstvoll gehäkelte Westen und klotzige Schuhe trugen. Von der Ästhetik der Plateausohle ließen sich vermutlich nur diejenigen überzeugen, die sie nicht schon vor zwanzig Jahren scheußlich gefunden hatten. Im Saal war man bereits ein, zwei Moden weiter und verlangte konsequent immer noch *Anarchy for the U.K.*, eine Forderung, die mir nach einer Dekade Thatcherismus und angesichts des Sittenverfalls im englischen Königshaus überholt schien. Mutig, wirklich außerordentlich mutig.

Während ich so vor mich hin sann, hatte sich jemand zu mir gesellt, der die Stirn hatte zu behaupten, daß er erwartet hätte, mich irgendwann hier zu treffen. Dazu fiel mir erst einmal überhaupt nichts ein. Ich hätte nie damit gerechnet, daß der Mund, der jetzt zu mir sprach, tatsächlich zu der Rückseite gehörte, die ich vor einer halben Stunde gesehen hatte. Das fleischgewordene Phan-

tom fügte hinzu, sich auf diesen Moment gefreut zu haben. Ich schätze, ich freute mich auch.

»Reist du als männliches Groupie im Gefolge der Band, oder machst du Ferien hinter mittelalterlichen Stadtmauern?« Menschen bringen ihre Freude auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck. Meine diesbezüglichen Ausdrucksmöglichkeiten sind außerordentlich begrenzt. Ich konnte nur hoffen, daß mindestens die Hälfte meiner Äußerung vom lautstarken Beifall übertönt worden war. Offenbar hatte ich Glück.

»Ich sehe, dein Bier ist auch alle«, brüllte mir Heiner ins Ohr. »Laß uns rausgehen, hier versteht man sowieso sein eigenes Wort nicht.«

Wir machten uns auf den kurzen Weg zur Theke, der jetzt nahezu unpassierbar geworden war. An den verzückten Gesichtern ringsum erkannte ich, daß mir im Verlauf des Abends irgend etwas entgangen sein mußte.

Wieder im unvorteilhaften Licht des Eingangsbereichs angekommen, überprüfte ich, ob meine Phantasie mir nicht möglicherweise doch einen Streich gespielt hatte. Es bestätigte sich aber nicht nur endgültig die Identität meines Gegenübers, sondern die Beleuchtung machte auch die ersten Zeugnisse des natürlichen Alterungsprozesses sichtbar. Da zeigten sich die ersten silbernen Fäden im dunkelblonden Haar, und das Auftreten von Lachfalten war nicht mehr allein ans Lachen gekoppelt. Hinzugekommen war auch eine kleine Narbe knapp über der rechten Augenbraue. Manche Leute, und mein Gegenüber gehörte eindeutig dazu, gewinnen mit zunehmendem Alter noch an Attraktivität. Nahezu neun Jahre hinterlassen ihre Spuren, und ich fragte mich etwas besorgt, welche davon wohl gerade in meinem Gesicht zur Geltung kommen mochten.

»Warte doch einfach hier, während ich uns schnell noch was zu trinken hole«, erbot er sich. »Es ist nämlich gleich Pause.«

Das gab mir die Gelegenheit, eine Zigarette anzuzünden und sehr tief durchzuatmen. Ich fühlte mich zugegebenermaßen ein wenig durcheinander, aber auf die angenehme Art. Äußerst unangenehm war mir hingegen, daß sich Tanja, der jüngste Sproß der

Faupelschen Sippe, direkt in meinem Blickfeld befand. Allerdings war sie gerade in ein Gespräch mit einem Jüngling mit Baseballmütze vertieft, das heißt, sie lauschte seinen Worten und himmelte ihn hemmungslos an. Ich hatte also gute Chancen, unbemerkt davonzukommen.

Das Bier, das mir unter die Nase gehalten wurde, erinnerte mich an meine eigenen Angelegenheiten. Die Zigarette in der einen Hand, den Becher in der anderen, brauchte ich mich wenigstens nicht mehr darum zu kümmern, was ich mit meinen Händen anstellen sollte.

Heiner sagte: »Um deine Frage von vorhin zu beantworten: Von einem Urlaub bin ich momentan so weit entfernt, wie man nur sein kann. Ich arbeite hier, hab Ende letzten Jahres 'ne Stelle als Assistenzarzt im Krankenhaus gekriegt.«

»Das Leben ist manchmal hart zu uns.« Das *Hospital zum Heiligen Geist* war nur eine von zahlreichen Einrichtungen der Stadt, die sich fest in katholischer Hand befanden.

»Und du? Besuchst du deine Eltern übers Wochenende?«

»Von einem Wochenendbesuch bin ich momentan so weit entfernt, wie man nur sein kann«, erklärte ich mit einem schiefen Grinsen. »Ich wohne wieder hier, allerdings nicht bei meinen Eltern.«

»Wie kommt's?« Nie zuvor war ich jemandem für einen derartig verständnislosen Blick so dankbar gewesen. Endlich ein Mensch, der ein gewisses Befremden darüber zum Ausdruck brachte, daß ich an die Stätte meiner Kindheit zurückgekehrt war. Er lud sogar noch nach und fragte, ob dies meine freie Entscheidung gewesen sei. Ich war entzückt!

»Halb und halb«, kam mir das Zugeständnis an die Wahrheit etwas schwerfällig über die Lippen. »Mein Freund ist Lehrer und hat ausgerechnet hier eine Stelle an der Schule bekommen. Wir wollten zusammenziehen, und meine WG hat sich ohnehin gerade aufgelöst. Außerdem macht es keinen großen Unterschied, ob ich hier oder in Marburg als arbeitssuchend registriert bin, jedenfalls nicht mit meinen Fächern. Der Bayerische Wald oder die Schwäbische Alb wären mir allerdings lieber gewesen.«

»So etwas solltest du dir nicht wünschen«, bemerkte er schlicht.
»An welcher Schule ist dein Freund denn?«

»Na, an meiner doch«, gab ich unwillig von mir, konnte meinen Unmut über dieses pikante Detail aber nicht näher ausführen, da in diesem Moment der Run auf die Theke einsetzte und wir von denjenigen, die eingeschult worden waren, als ich Abitur gemacht hatte, gegeneinandergedrückt wurden. Wir standen offenbar im Weg.

Beim Versuch, uns in den Saal zurückzukämpfen, trafen wir auf Martin, der seinerseits auf dem Weg war, seinen offensichtlichen Flüssigkeitsbedarf zu stillen. Er wirkte abgehetzt, schien aber erfreut, mich zu sehen. Als er den Mund öffnete, kam ich ihm zuvor: »Na, amüsiert du dich?« Martin klappte den Mund wieder zu. Zu dritt wichen wir seitlich aus und retteten uns an die Wand, wo ich mich schließlich doch einiger Höflichkeitsregeln besann. »Heiner, das ist Martin. Martin – Heiner«, stellte ich vor und beschloß, es dabei bewenden zu lassen.

Das meinen beiden Statements folgende Schweigen fiel um so unangenehmer auf, als wir wegen der im Saal eingetretenen, wohl-tuenden Stille kaum die Stimme hätten heben müssen, um eine gepflegte Unterhaltung zu führen. Martin tat den ersten Schritt in diese Richtung: »Ich dachte schon, du wärest nach Hause gegangen. Ich hab dich schon eine ganze Weile nicht gesehen.«

»Um was zu tun?« fragte ich bissig. »Mich in dieses Chaos zu setzen und zu schmollen? Ich dachte, wir sind hierhergekommen, weil wir unserer Kistenhalde entgehen wollten.«

»Na ja, ich habe nicht den Eindruck, daß du hier lieber bist. Du hast zumindest vorhin nicht so ausgesehen«, erkannte Martin etwas spät.

»Allerdings nicht. Die hätten zusammen mit den Eintrittskarten Ohropax verteilen sollen.«

»Sei nicht unfair«, ertönte der zweistimmige Protest. Sie verstanden sich offenbar, die Herren.

»Die Sängerin hat doch nun wirklich eine gute Stimme«, empörte sich mein sogenannter Lebensgefährte und signalisierte seine uneingeschränkte Bereitschaft durchzuhalten.